Warburger Warte

Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt

Erſcheint wöchentlich zweimal
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Druck und Verlag
des Warburger Kreisblattes

Nr. 41 21. Mai 1932 6. Jahrgang

Gegen den Strom

Roman von Olga Wohlbürck

(Nachdruck verboten)

6). Fortſetzung)

Marianne ſchlief nicht viel in dieſer Nacht.

Deutlich fühlte ſie, wie alle ſie gutmeinend herausdrängten aus dem Hauſe, das ihr einſt nicht mehr als ein Proviſorium erſchienen war, und das ſo tiefe Bedeutung gewonnen hatte, ſeit es der Rahmen geworden war für ihr Erleben.

Koſend ſtrichen ihre ſchlanken, ſehr weißen Hände über die Bilder, als wollten ſie von ihrem ſpiegelnden Glaſe die letzten Blicke pflücken, die einſt auf ſie gefallen waren. Und ſie umfing mit beiden Armen ihr Inſtrument — als wäre es ein lebendes Weſen, das ſeine letzte Wärme vor dem Abſchied auf ſie überzuſtrömen vermöchte. Jede Taſte hätte ſie ſtreicheln, von jedem Ton den letzten verklingenden Hauch mitnehmen mögen — faſt dünkte es ſie Verrat, daß ſie alles hier zurückließ, das ſo heiß umwallt von ihrem Empfinden war, daß es faſt Eigenleben zu atmen ſchien.

War es nicht Rubinſteins Kopf geweſen, den ſie beide zuerſt erblickt hatten, als ſie aus ihrer erſten und letzten taumelnden Umarmung erwachten?

War nicht ihre Hand, ge[illegible] der ſeinen, auf die ſchimmernden Taſten gefalle[illegible]tten ſie nicht beide zuſammen dem tönenden Inſtrument einen ſchrillen, klagenden Laut entriſſen, der ſie noch einmal voll leidenſchaftlicher Trauer einander in die Arme jagte, als könnte einer dem anderen Schutz gewähren vor allem Schrillen und Klagenden, das ſie trennen mußte, wenn ſie die Schwelle dieſes Zimmers überſchritten?

„Hier g'hörſt du mir … Mauſel … hier hat keiner nix zu ſagen als wir zwei … hier hört die Welt auf, und hier fängt ſie an … für uns zwei allein. Gelt?“

So einfach ſprach dieſer Mann, der alle Ehren und Mühſal derer zu tragen hatte, die unter einer geſchloſſenen Krone ihr Haupt beugen.

Er ſprach nicht gerne von ſeinem Leben, das wie eine Welt — ſo trennend zwiſchen ihr und ihm lag.

„Laß das, Katzel, ſchau nicht ſuchend über mich hinaus. Schau mir in die Augen. Dann ſind wir gleich.“

Und zwei Wochen hatte ſie ihn ſo halten dürfen — Aug' in Auge — angeſchmiedet an ihr Lächeln.

Auch frohe Heiterkeit gab es für ſie beide, die dem Augenblick lebten in dieſen ſchickſalsſchweren zwei Wochen.

Mit Bach und Händel pflegte ſie ihn zu wecken. Fromm und ſchwerblütig ſtiegen die Töne empor bis zu ſeinem Zimmer, hoben und weiteten die niedere, weiße Decke, bis daß ihm ſchien, als läge er unter dem gotiſchen Bogen einer Kirche und verrichte ſeine Andacht in ſtiller Demut.

Doch wenn er ſich beim Ankleiden verträumte, wenn der Kammerdiener ſpäter als ſonſt das Frühſtück auf ſilberner Platte holen kam — dann wirbelten die Klänge eines lächelnden Rondos herauf, oder das Sturmtempo einer Konzertetüde trieb den Säumigen zur Eile an.

Und dann gab es Lachen beim Wiederfinden in früher Morgenſtunde. Ein lautes „Haben's aber heut' wieder fleißig g'ſpielt, Fräulein Lindlieb!“, wenn die Begegnung auf dem Flur ſich fügte. Oder ein heimliches: „Haſt' mich tüchtig g'hetzt heut', Schatz, du lieber!“, wenn die Tür von Mariannens Zimmer hinter ihnen beiden leiſe zufiel.

Und dann löſte ein muſikaliſches Begehren das andere ab.

Er verſtand was von Muſik, der „Herr von Wartenſtein“. Sein Blut ſang in ihm. Und er ließ es gewähren. Wurde aber doch verlegen, da er geſtand, daß er ſelbſt ſchon unter abermals frei gewähltem Namen dies und jenes hatte bei Verlegern erſcheinen laſſen.

„Um zu tun, was mir Freud' macht, dazu muß ich mir halt immer eine Maske vorſtecken … muß mir immer einen Namen ausleih'n. Und dann iſt mir doch wieder, als wenn ich die Maske eigentlich dort … trüge.“

„Dort!“

Damit meinte er die Welt, die ſeine Welt war, und aus der er ſich, ſooft es nur anging, herausſtahl — körperlich und ſeeliſch.

Wie um ihm näher zu ſein — durch den Schatten, der aus ſeiner Welt in die ihre gefallen war — hatte Marianne ihm vom Schickſal der Demoiſelle Schnee geſprochen. Gleich am zweiten Tag und vertrauensvoller, als ſie ſonſt zu ſein pflegte. Vielleicht aus Neugier, vielleicht aus Koketterie …

Da hatte er gelächelt und hatte ſie zu ſehen verlangt, die atmende Mumie, die einſt ſo ſüße Liebe erweckt hatte in einem von ſeinesgleichen. Aber Marianne hatte abgewehrt. Schreckhaft, als hätte ſie ſich ſelbſt plötzlich geſehen in dem verweſenden Leib da oben.

Und da hatte er ihre Hände gefaßt und war aus dem formellen „Sie“ der Anrede ins „Du“ verfallen.

„Haſt recht, Mäderl, was geht uns fremdes Lieben an.“

Sie wollte ihre Hände zurückziehen, ſich auflehnen

= = Heimatecke = =

Die Abfindung der Hudegerechtſame und die heutigen Grundverhältniſſe in der Gemeinde Borlinghauſen

Von E. Mertens, Borlinghauſen

Die Stadt Willebadeſſen beantragte am 24. Juli 1837 die Theilung der Weide, welche ihr mit dem ehemaligen Kloſtergute im Beſitze des Ulrich zu Bredelar, in ihrer Gemarkung zuſtand. Die Königlich Preußiſche Generalkommiſſion zu Münſter gab dieſem Antrage am 10. Auguſt 1837 ſtatt.

Der Beſitzer Ulrich des Kloſtergutes Willebadeſſen verlangte im Verlaufe der Auseinanderſetzung die Zuſammenlegung ſeiner. Grundſtücke. Späterhin jedoch ſtand er von ſeinem Antrage ab und beide Theile begnügten ſich mit einer Theilung der Weide, Regulierung der Hudeverhältniſſe und der Abfindung der auswärtigen Hütungsberechtigten. Als ſolche, reſpective als Grenznachbarn oder als Beſitzer von Grundſtücken in der Gemarkung Willebadeſſen traten 1 das Gut Haberhauſen. 2. die Gemeinde Fölſen, 3. die Gemeinde Helmern, 4 das Rittergut Helmern, 5. die Gemeinde Borlinghauſen, 6. das Rittergut Borlinghauſen, 7. das Gut Saake, 8. die Stadt Kleinenberg. 9. das Gut Bülheim. 10 die Stadt Lichtenau auf.

Bevor aber eine Regelung erfolgen konnte, verlangte die Königliche Generalkommiſſion, daß die Gemeinde Borlinghauſen ſich zuvor mit dem Rittergutsbeſitzer Bierbaum als Beſitzer der Güter Borlinghauſen und Saake einige. Dieſer aber mußte ſich zuvor noch mit dem Ulrich als Beſitzer des Kloſters Willebadeſſen auseinanderſetzen.

Darauf hin wurde die Weide in der Kataſtral-Steuer-Gemeinde Borlinghauſen auf nachfoldende Art geteilt und reguliert.

Der Bierbaum übertrug der Gemeinde Borlinghauſen eigentümlich und auch die ausſchließliche Hütung auf nachſtehend genannten Grundſtücken der Kataſtral-Steuer-Gemeinde Borlinghauſen

1. den Hütungsgrund „Baunenbrok“ in Größe von 18 Morgen, 6 Ruthen. 90 Fuß,
2. das Ackerland auf „der Spindel“ in Größe von 14 Morgen, 27 Ruthen, 5 Fuß,
3. die Weide „Mäuſewinkel“ unterhalb der Spindel mit einer Größe von 1 Morgen, 58 Ruthen, 90 Fuß,
4. die „Schützenwieſe“ mit 4 Morgen, 3 Ruthen. 25 Fuß Fläche
5. die „Lehmkuhlenwieſe“ mit 7 „ 53 „ 25 „
6. die „Oberelehmkuhle“ „ 6 „ 160 „ 90 „
7. von der Weidegrunde „Bunſen“ 1 Wieſe in Größe v. 1½ Morg.,
8. von der „Pottwieſe“ an der öſtlichen Seite 5 Morgen,
9. dasjenige Aral vom „Kreuzlingen“ welches ſüdweſtlich des Bonenburger Weges lag, mit einer Geſamtgröße von 8 Morgen 76 Ruthen, 70 Fuß,
10. von dem Lande zwiſchen „Burgweg“ und „Bonenburger Weg“ 6 Morgen, 103 Ruthen und 25 Fuß.

Insgeſamt wurden ſomit rund 70 Morgen den Hudeberechtigten von Borlinghauſen als Eigentum übertragen.

Außerdem räumte der Rittergutsbeſitzer Bierbaum der Gemeinde Borlinghauſen auf 54 Grundſtücken, die teils ihm ſelbſt teils den Einwohnern von Borlinghauſen gehörten das ausſchließliche Huderecht ein. Dieſe 54 Grundſtücke hatten eine Geſamtgröße von rund 101 Morgen. Mit dem als Eigentum übertragenen Grundſtücken betrug ſomit die geſamte Weidefläche der Gemeinde Borlinghauſen 171 Morgen.

Die Einwohner von Borlinghauſen dagegen entſagten der Hudegerechtſame auf allen Grundſtücken der Kataſtral-Steuer-Gemeinde Borlinghauſen, außer den 157 Morgen die ihnen zur Verfügung geſtellt waren. Das Recht der Hude auf allen anderen Grundſtücken ſtand nur dem Rittergutsbeſitzer Bierbaum zu. Weiterhin mußten die Einwohner von Borlinghauſen ein Grundſtück „An der Peckelsheimer Rindertrifft“ in Größe von 4½ Morgen welches ſie als Abfindung für ihr Huderecht von der Stadt Peckelsheim erhalten hatten, an den Rittergutsbeſitzer Bierbaum abtreten.

Der Beſitzer Bierbaum aber räumte den Einwohnern von Borlinghauſen die Mithude ihrer Schweine in ſeinen Forſten „Borlinghäuſer Holz“ und „Sundern“ ein. Weiterhin geſtattete er den Eingeſſenen von Borlinghauſen ihre Schafe, jedoch nicht mehr als 50 Stück, in ſeiner Schafherde mithüten zu laſſen Noch heute werden die Schafe der Gemeinde mit zu der Herde des Rittergutes Borlinghauſen getrieben und müſſen in der gleichen Weiſe wie dieſe gehütet werden.

Die Neuregelung der Hudeberechtigung trat für die Einwohner von Borlinghauſen mit dem 15. März 1845 in Kraft. Es waren damals 27 Haushaltungen denen die Hudeberechtigung zuſtand nähmlich 1. Heinrich Weſtmeyer, 2. Johann Oelrich, 3. Johann Löſeke, 4. Joſef Jolmes, 5. Joſef Ernſt, 6. Joſef Hugemeier. 7. Carl Brüß, 8. Joſef Löſeke. 9. Franz Müller, 10. Carl Gelhaus, 11. Joſef Stratemeier, 12. Johann Stratemeier, 13. Engelbert Schäfers, 14. Johann Weisfeld, 15. Wilhelm Stollte. 16. Johann Jochheim, 17. Carl Micus, 18. Caspar Lange, 19. Johann Gockeln, 20. Heinrich Brand, 21. Philipp Müller. 22. Chriſtoph Koböke, 23. Johann Mertens, 24. Conrad Tillmann, 25. Jürgen Wiemers, 26 Adam Mertens. 27. Ferdinand Rothe. Nur die vorſtehenden Hauseigentümer waren allein zur Ausübung der Hude auf den Hude- und Abfindungsparzellen berechtigt.

Von 1845 bis 1906 wurde nun das Huderecht durch eine gemeinſame Rindviehherde, die von einem Kuhhirten gehütet wurde. ausgeübt.

Im Jahre 1900 erfolgte dann die Aufteilung der gemeinſamen Weide an die einzelnen Intereſſenten Die Aufteilung erfolgte zu ungleichen Teilen. Für jedes Stück Rindvieh welches in der Gemeindehirtenliſte vom Jahre 1853 aufgeführt war, wurde ein Anteil vergeben.

Eigentliche Koſten enſtanden den Inſereſſenten durch die Aufteilung nicht, da dieſe durch den Erlös für die Bäume die auf der Weide ſtanden zum größten Teil gedeckt wurden.

Eine Separation hat in der Gemeinde Borlinghauſen noch nicht ſtattgefunden, ſondern durch die Aufteilung der Weide wurde die Zahl der Pläne noch vermehrt.

Der geſamte Grundbeſitz der Einwohner von Borlinghauſen beträgt heute 1059,38 ha. Davon entfallen auf das Rittergut 849,95 ha. Den Einwohnern verbleiben ſomit noch 209,43 ha.

Dieſe 209,43 ha verteilen ſich auf 20 Kleinbetriebe unter 1 ha mit einer Fläche von zuſamen 10,18 ha = 5% der Geſamtfläche,
7 Betriebe unter 5 ha mit einer Fläche von 18,10 ha = 9,5% „
4 Betriebe von 5—10 ha „ „ „ „ 34,28 ha = 13,5% „
5 „ „ 10—20 „ „ „ „ „ 69,77 ha = 35⅓% „
2 „ „ 20—30 „ „ „ „ „ 55,63 ha = 31⅓% „

Von den 20 Kleinbetrieben unter 1 ha hat 1 Betrieb 5 Pläne 1 Betrieb 4 Pläne, 6 Betriebe haben je 3 Pläne, 6 Betriebe je 2 Pläne und 7 Betriebe haben 1 Plan. 10,18 ha Fläche ſind ſomit in 47 Pläne geteilt.

Von den 7 Betrieben unter 5 ha hat 1 = 6 Pläne, 2 haben je 5 Pläne 1 hat 8 Pläne und 3 Betriebe haben 4 Pläne 18,10 ha ſind ſomit in 36 Pläne aufgeteilt.

In die Gruppe 5—10 ha fallen 4 Betriebe von denen 1 Betrieb 6. 2 Betriebe je 7 und 1 Betrieb 9 Pläne hat. Die 34,28 ha dieſer Gruppe ſind ſomit in 29 Pläne aufgeteilt.

Weiterhin ſind 5 Betriebe von 10—20 ha vorhanden. Von dieſen hat 1 Betrieb 12, 1 Betrieb 11, 2 Betriebe je 9 und 1 Betrieb 8 Pläne Die Geſamtfläche dieſer Betriebe beträgt 69,77 ha die in 49 Plänen aufgeteilt iſt.

Ferner ſind noch 2 Betriebe über 20 ha vorhanden. Davon hat einer 8 und der andere 18 Pläne. Die 55,63 ha dieſer beiden Betriebe verteilen ſich ſomit auf 26 Pläne

Insgeſamt ſind alſo die 209,43 ha Grundfläche der Einwohner von Borlinghauſen in 187 Pläne und Parzellen aufgeteilt.

Nach den feſtgeſtellten Einheitswerten vom 1. Januar 1931 beträgt der geſamte Wert des Borlinghäuſer Grundbeſitzes, einſchließlich des Rittergutes, 612520 RM

Auf die 209.43 ha Grundfläche der Ortseingeſeſſenen entfallen davon 151370 RM.

Nach der neuen Einheitsbewertung beträgt der durchſchnittliche ha-Wert 758 für die Gemeinde Borlinghauſen. Der niedrigſte ha-Wert wurde mit 484, während der höchſte mit 898 feſtgeſetzt wurde.

Gegenüber der früheren Bewertung wurde der ha-Wert von 640 auf 750 erhöht. Zweifelsohne wurde die zerſtreute Lage der Grundſtücke in der Gemarkung Borlinghauſen. trotz des Einſpruches der Berufsorganiſationen bei der Neubewertung nicht berückſichtigt

Eine Separation in früheren Jahren war nicht möglich weil die Beſitzer von ⅔ der geſamten Grundfläche dafür ſein mußte. Ohne daß der Beſitzer des Rittergutes Borlinghauſen zuſtimmte, konnte aber keine ⅔ Mehrheit erzielt werden.

Die erſten Separationen im Kreiſe Warburg fanden um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſtatt. In allen Orten und Gemeinden des Kreiſes wurden die Zuſammenlegungen durchgeführt, nur in den Gemeinden Borlinghauſen und Engar nicht.

gegen das Gewaltſame dieſer Beſitznahme … ſie vermochte es nicht. Und war nur dankbar, daß er nicht mehr von ihr verlangte als Klänge, aus denen er ihre Seele trank, und ganz ſelten nur eine kurze, heiße Zärtlichkeit, die ihm Gewißheit ihrer Liebe gab und Hoffnung auf Erfüllung.

Erſt vor dem erſten Abſchied erkannte ſie, wieviel er ihr geworden, wie ſchmerzhaft das Loslöſen ihr war von ſeiner körperlichen Gegenwart.

Der Zufall hatte es gefügt, daß ſie bald nach dieſer Trennung gleichzeitig mit ihm in Berlin war. Drei unruhvolle Stunden — auf drei aufeinanderfolgende Tage verteilt — ein paar zärtliche, leiſe Worte — waren die karge Beute dieſes Wiederſehens.

In ihrem Erinnern verwoben ſich dieſe leiſen Worte zu einem Kranz ſtrahlender Erwartung. Und ſo lebte ſie in einer ſelbſtgeſchaffenen Welt, ohne zu gewahren, wie bedroht die Grundlage ihres Daſeins war.

Bis der Vater ſelbſt, den ſie irrtümlich eingeſchloſſen hatte in ihre Träume, ſie aus ihrem Wahn riß.

Die angehende Künſtlerin, die Freundin eines hochgeſtellten Mannes — ſie war plötzlich wieder zum kleinen Mädchen geworden, das von der Gnade der Eltern abhing.

Die Ungeſtehbarkeit ihrer Liebe hatte ihr die Kraft zum Kampf genommen.

Denn ſie war nicht geſtählt im Überwinden von Hemmungen.

Bei aller äußerlichen Fügſamkeit aber glomm langſam ein finſterer Groll in ihr auf gegen den Mann, der ſich ihr aufzwang durch das Machtwort ihrer Eltern.

Klaus Stöven, der Sprottenverkäufer, ſollte ſich vorſehen. — — —

Madame Stöven ſaß in ihrem hellen Zimmer mit den luſtigen roſa Tapeten, über die ſeidene, buntſchillernde Vögel regungslos huſchten und an denen ſich ſeltſame Pflanzengebilde emporſchnörkelten.

Herr Stöven hatte ein Vermögen ausgegeben für dieſe Tapete, die das Entzücken ſeiner kleinen Frau, mit den jungen braunen Augen unter dem flockigen, ſilbergrauen Haar, ausmachte.

Madame Stöven liebte alles, was bunt, ſchillernd, vorwiegend hell und luſtig war. Nur ſich ſelbſt kleidete ſie einfarbig, meiſt ſchwarz oder weiß, aus einem unbewußten Gefühl ſeiner Zurückhaltung.

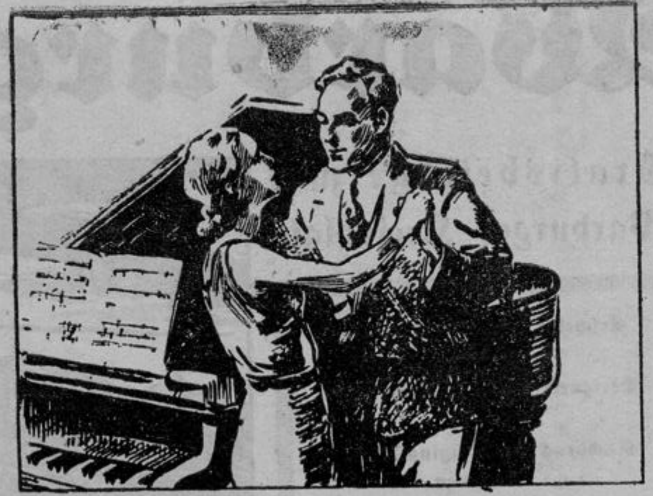
Als Herr Stöven um ſie freite, war er bereits ein vermögender Mann, und ſie hatte nicht den Kampf des Aufſtieges mitgemacht. Sie war aufgewachſen in dem ſparſamen Wohlleben eines kleinen, aber mit einer gewiſſen Eleganz geführten Pariſer Haushaltes und von Eltern erzogen, die ſich ihres Deutſchtums gern bewußt waren.

Während eines ſeiner halb dem Geſchäft, halb dem Vergnügen gewidmeten Abſtecher nach Paris hielt Herr Stöven um Fräulein Klaudine Müller an. Die rundliche Mitgift unterſtützte ſeine Verliebtheit, die in der Ehe merklich zunahm.

Trotz ihrer jungen Jahre hatte Madame Stöven, wie Herr Stöven ſie erſt ſcherzhaft, dann aus Gewohnheit nannte, eine allerliebſte Art, Diſtanz zwiſchen ſich und ihren Mann zu legen. Faſt ohne Koketterie. Aber auch ohne jede lächerliche Herbheit. Aus einer wohltemperierten, feinen inneren Lauterkeit heraus, der jedes Übermaß eine Störung ſchönen Gleichgewichts bedeutet.

So ſchwer es ihr auch werden mochte, ſich in die ganz anders gearteten deutſchen Verhältniſſe einzuleben, ſie klagte nie. Und Großvater Stöven, der erſt mißtrauiſch und dann noch lange Jahre vorſichtig um die Schwiegertochter herumtapſte — ließ ſich ſchließlich doch in die Atmoſphäre ihrer zarten Weiblichkeit einſpinnen. Später redete er ſogar ein derbes Wörtlein mit ſeinem Sohne, wenn es ihm ſchien, als machte der zuviel Gebrauch von ſeiner Freiheit und der gutwilligen Gläubigkeit ſeiner kleinen Frau — die eine gar zu „nübliche“ Art hatte, ſich ein paar heimliche Tränen wegzuwiſchen.

Als nun aber gar nach achtjähriger Ehe Klaus geboren wurde, da kannte Großvater Stövens Liebe zu ſeiner Schwiegertochter kein Hemmnis mehr. Und das um ſo mehr, als Klaus ein „echter Stöven“ wurde. Markig, breitſpurig, mit gelbem Haar und hellblauen Augen, mit einem Lachen, das über alle Erziehung ſiegte, und einer Urſprünglichkeit des Empfindens, die ſich über alles Hergebrachte rückſichtslos hinwegſetzte. Dieſe Art gefiel den beiden Stöven ſehr wohl und war der Punkt, in dem ſie ſich beide ganz einig waren, im Gegenſatz zur kleinen Madame Stöven, die mit ihrem „Schlacks“ mitunter nichts Rechtes anzufangen wußte.



„Laß das, Katzel, ſchau nicht ſuchend über mich hinaus.“

Aber wenn die ſchrecklichen Männer den Jungen nett fanden, ſo wie er war, nun, ſo mußte er es wohl auch ſein. Und ſo gab ſie auch ihm von ihrer ſüßen, lieblichen Anmut und Heiterkeit ſoviel ſie nur konnte, ohne zu ahnen, wie tief der große ungebärdige Junge dieſes mütterliche Geſchenk in ſich einſog. Manchmal wurde ſie traurig, wenn ſie daran dachte, wie hübſch es doch geweſen wäre, wenn ihr lieber Mann und der gute Gott ihr noch ein kleines Mädchen geſchenkt hätten!

Das hätte ſie dann herzen und putzen und nach ihrer Weiſe erziehen können. Das hätte ihr auch über manch' heimliches Sorgen und banges Einſamſein hinweggeholfen.

Großvater Stöven aber ſagte tröſtend und ſtrich ihr dabei über die Wange: „Biſt ſelbſt ein lütt' Ding!“

Manchmal kam ihn wahrhaftig die Luſt an, die Schwiegertochter auf ſeinen Knien ſchaukeln zu laſſen. Hoppla … hoppla Reiter … Und er begriff es, daß ſein Sohn, der elegante Herr Stöven, ſie auch dann noch in der Luft zappeln ließ und „ſüße Küßchen“ von ihr verlangte, als ſchon einzelne Silberfäden ſich durch ihr kupferbraunes Haar zu ziehen begannen.

Mit ſeiner Seligen hätte Großvater Stöven das nicht tun können. Hände hatte die gehabt wie Teppichklopfer und Arme ſo ſtark, daß ſie als junges Mädchen den eigenen bettlägerigen Vater mit all ſeinen Decken aus dem Haus getragen hatte, während einer nächtlichen Feuersbrunſt. Und ſo wie ihre Arme, ſo war ihr ganzes „Gehabe“ geweſen. Vor nichts hatte ſie ſich gefürchtet. Hatte ſelbſt die Nacht über in der Markthalle geſtanden und mit ſicherem Griff den Fiſchen den Leib aufgeſchlitzt, und hatte mit ihren breiten, weißen Zähnen die Käufer angelacht und ſie mit ihrer hellen, ſtarken Stimme zu ihrem Stand gelockt oder auch, wenn ſie allzuſehr handelten, ſo „madig“ gemacht, daß ſie unter dem Hagel ihrer wie Steine auf ſie niederpraſſelnden Worte eiligſt davonliefen. Oder auch mit ſchmeichelnden Worten ihre Wut zu beſänftigen verſuchten.

Madame Stöven hatte ihre Schwiegermutter nie gekannt. Aber der Alte erzählte viel von ihr, mit anerkennendem Schmunzeln und Schnalzen.

„Tja … lütt' Ding … mit hochgehobenen Röcken plantſchte ſie in Fiſchſchuppen und Waſſer herum, beſchmiert bis zu den Ellbogen … Tja … und in Samt und Seide iſt ſie geſtorben … mit Brillantknöpfen in den Ohren … ſo groß! … Tja!“

Madame Stöven hatte die Brillantknöpfe zum Geſchenk bekommen an dem Tage, an dem ſie Klaus das Leben gab. Sie betrachtete ſie oft, mit viel Freude an ihrem herrlichen Glanz und ehrfurchtsvoller Scheu. Aber getragen hatte ſie ſie nie. O Gott nein! Denn die kraftvolle Schwiegermutter erfüllte ſie zwar mit ſchuldiger Ehrerbietung, aber auch mit dem Gefühl ehrlicher Freude darüber, daß ſie dieſe Ehrerbietung keiner Lebenden zu erweiſen hatte.

(Fortſetzung folgt)

Auf der Suche nach dem Frühling

Skizze von G. W. Deininger

Es ſtand in allen Zeitungen, und die Leute ſagten es auch: „Der Mai iſt gekommen, der Frühling iſt da!“ So mußte Inge Sender es wohl glauben.

Doch es ſah wirklich nicht nach Frühling aus. Weder draußen noch drinnen. Feiner Regen rieſelte unaufhörlich vom grauen Großſtadthimmel, und Inge fror in ihrer einſamen Junggeſellenwohnung. Unwillkürlich ſtreckte ſie ihre ſchmale, ein wenig blutleere Hand dem Heizkörper entgegen. Doch gleich darauf zog ſie die Finger wie erſchreckt zurück, weil ihr das Eiſen kalt vorkam wie Eis.

Inge Sender war unzufrieden. Was ſollte ſie nun mit dieſem Frühling beginnen, auf den ſie ſich lange Wintermonate hindurch ſo gefreut hatte? Wenn ſie in ihrem Arbeitszimmer ſaß und zum Fenſter hinausſah, hatte ſie den Wunſch gehabt, der kahle Baum dort draußen — der einzige auf dem Hof des großen Verwaltungsgebäudes — möchte doch endlich Blätter tragen. Dann mußte dieſe unerklärliche Unzufriedenheit, die doch ſicher nur ein Ausfluß des Winters war, der Frühlingsfreude weichen.

Nun trug der Baum Blätter, und die Unzufriedenheit war die gleiche. Das mußte doch wohl daran liegen, daß dieſer Frühling nicht ſo ſein wollte wie andere. Oder trug das Bewußtſein, wieder um ein Jahr älter geworden zu ſein, auch Schuld daran?

Ach, wozu darüber grübeln und ſich den Kopf zerbrechen! Wenn der Frühling ſich nicht von draußen hereinwagen wollte in die Stadt, ſo mußte ſie eben hinaus gehen und ihn ſuchen. War es nicht richtiger, ſie nahm jetzt zu Pfingſten ihren Urlaub, als daß ſie bis zum Sommer wartete, wenn erſt die Hitze den Spaß beeinträchtigte? Der Entſchluß war leicht zu faſſen. Inge Senders kleiner Wagen ſtand ja zur Fahrt in den Frühling bereit.

Der Abſchied von den Bekannten im Büro war kurz. Freundſchaften kannte Inge Sender kaum, und die meiſten Menſchen waren ihr gleichgültig. Nur ein paar Zimmer weiter, bei Heinz Renken, dauerte der Abſchied ein wenig länger: „Jetzt wollen Sie ſchon fort, Fräulein Sender? Bei dieſem Wetter! Wäre es nicht beſſer, Sie warteten noch ein wenig, bis …“

Inge erfuhr nicht, bis wann ſie warten ſollte. Denn ſie wollte es gar nicht wiſſen und unterbrach den Bekannten: „Nein, nein, ich will nicht warten. Ich muß ſofort heraus aus der Stadt, ſo raſch wie nur möglich!“ Ihr Abſchied war beinahe eine Flucht. Denn irgend etwas ſuchte ſie hier feſtzuhalten, und ſie wollte doch fort um jeden Preis. —

Und nun fuhr ſie auf der Suche nach dem Frühling ſüdwärts. Dort mußte er doch irgendwo ſein. Dort mußte dieſer ewige graue, trübſelige Himmel endlich in wolkenloſe Bläue übergehen. Dort wollte ſie, losgelöſt von allen irdiſchen Sorgen und Gedanken, im Gras liegen und zum weißen Dach eines blühenden Baumes emporträumen.

Sie fand blühende Bäume genug. Auch friſches Gras. Aber es war naß vom Regen und lud nicht zum Liegen ein, und in das Blütendach hatte der Regen häßliche Löcher geriſſen. Da floh Inge Sender weiter.

Unter der Veranda eines Ausflugslokals traf ſie ein paar junge Leute. Die ſchienen wie ſie auf der Suche nach dem Frühling zu ſein, nur mußten ſie es zu Fuß machen, weil ſie keinen Wagen hatten. Den Mädchen klebten die naſſen Haare im Nacken, und die Jungen ließen die Ohren hängen. Sie wußten alle keinen Rat: „Wohin, um den richtigen Mai zu finden? Wir haben ſelbſt keine Ahnung. Am beſten wäre es vielleicht, man ſetzte ſich auf die Bahn und führe ſpornſtreichs nach Hauſe in die Stadt.“ Was ſollte Inge Sender mit ſolchem Rat beginnen?

Sie fuhr weiter. Und mit jeder Minute wuchs ihre Verſtimmung. Sie war nicht nur mit dem Regen unzufrieden, ſondern auch mit ſich, mit der ganzen Welt. Was lag ſie denn überhaupt auf der Landſtraße und ſuchte nach einem Ideal, das es vielleicht gar nicht gab? Oder das nur für junge Dinger beſtimmt war und nicht für Dreißigjährige? Und doch fuhr ſie weiter. Luſtlos und mehr aus Trotz.

Dann ſtand ein Mann am Wege, der wohl nichts anderes war als ein Landſtreicher. Er hob den Arm und machte ein freundlich-bittendes Geſicht. Inge hielt. Sie wußte eigentlich ſelbſt nicht, warum. Vielleicht hatte ſie nach dieſer trübſeligen Fahrt den Wunſch, ſich mit irgend einem Menſchen zu unterhalten.

Der Landſtreicher freute ſich, daß er wirklich mitgenommen wurde: „Man hebt den Arm ſo oft umſonſt. Viele haben Angſt. Andere glauben, wir hätten Läuſe und Flöhe, und wenn es Pärchen ſind, dann haben ſie überhaupt keine Gedanken für uns. Kann man ihnen auch nicht übel nehmen. Es muß doch wundervoll ſein, ſo zu zweit durch die Welt zu fahren — natürlich nicht wie wir beide jetzt im Regen —, in den Sonnenſchein hinein und all das Schöne gemeinſam zu erleben, mit einem Menſchen, der es auch verſteht. Zwanzig Jahre lang laufe ich nun ſchon allein durch die Welt, und da habe ich Zeit zum Nachdenken gehabt. Wiſſen Sie, zu welchem Ergebnis ich gekommen bin? ‚Du biſt ein Rindvieh‘, habe ich mir geſagt, ‚daß Du das Mädel damals nicht genommen haſt, weil Du dachteſt, allein wäre es ſchöner und leichter.‘ Unſinn! Allein iſt der Menſch nur halb. Wiſſen Sie …“

Inge Sender wunderte ſich. Was redete der Menſch da für dummes Zeug! Und ſie hielt nicht, um ihn aus dem Wagen zu werfen? Nein, ſie hörte ſogar richtig zu, und irgendwo in einem Winkel ihres Innern hakte ſich etwas von dem feſt, was der Landſtreicher ſagte. Ja wirklich, was fuhr ſie allein in dieſe trübe Regenwelt hinaus? Warum hatte ſie nicht gewartet, bis … Ja, was denn? Bis …

Da war ſchon das Dorf, in dem der Landſtreicher bleiben wollte: „Herzlichen Dank! Viel Vergnügen!“ Am nächſten Haus begann er ſeine Bettelrunde.

Und ſie? Wie kam ſie dazu, plötzlich das Steuer ſcharf nach links einzuſchlagen und umzudrehen? Warum fuhr ſie zurück auf der Straße, die ſie eben gekommen war? —

Die Antwort fand Inge Sender erſt, als ſie in der Stadt vor Heinz Renken ſtand und der Freund ihr erſtaunt die Hand drückte: „Warum die plötzliche Rückkehr?“ — „Allein in den Regen hinein zu fahren, macht doch keinen Spaß. Ich will warten, bis es ſchöner iſt und … und …“

Es koſtete doch ein wenig Anſtrengung, das zu ſagen: „… und noch jemand mit mir fährt!“

Und dann wunderte ſich Inge Sender, daß ſie hinausgezogen war, den Frühling draußen zu ſuchen, und hier in der Stadt, in der alten Umgebung, hatte ſie ihn nun gefunden.

Blaublütige Kinder geſucht!

Nicht nur unter den Verehrern der Flimmerwand hat es kürzlich Aufſehen erregt, als der höchſt bezahlte Filmſtar von Hollywood, Konſtanze Bennet, ein engliſches Kind als eigen annahm. Und bei dieſer Gelegenheit erfährt man denn auch, daß ſolche Auswanderungen von Säuglingen Albions nach den Vereinigten Staaten ſeit einiger Zeit durchaus nichts Seltenes mehr ſind. Nicht weniger als zweihundert engliſche Babys fahren monatlich über den großen Teich, Geſchöpfe, die vielleicht niemals ihre leiblichen Eltern kennen lernen werden. Denn mit Fleiß trachtet man alle Spuren zu verwiſchen, die in die alte Heimat der früh Verpflanzten zurückführen. Und der Zweck dieſer ſeltſamen Auswanderung? Darüber hat kürzlich ein amerikaniſcher Arzt dem Engliſchen Sprachverein eingehende Auskunft erteilt: Die Kinder ſollen die amerikaniſche Raſſe auffriſchen. Man kann alſo den Yankees nicht einmal gram ſein ob dieſes merkwürdigen Handels, der doch immerhin eine weitgehende Selbſterkenntnis offenbart. Allerdings gehen ſie bei dieſer Blutauffriſchung mit großer Sorgfalt vor. Die Kleinen müſſen aus guter Familie ſtammen. Nach Möglichkeit ſollen ſie ſogar adeliger Abkunft ſein. Eine Auswanderung dieſer Art wird erſtmals aus dem Jahre 1921 berichtet, als ein Dutzend Säuglinge aus England in Amerika eintraf. Hunderte von Frauen ſtreckten damals in den Vereinigten Staaten die Hände nach den Kindern aus. Jedenfalls glaubt man feſtſtellen zu können, daß die Amerikaner es mit dieſen Adoptierten recht gut meinen. Regelmäßig wird den Säuglingen ſchon in der Heimat Perſonal von hoher Schulung beigeſellt, das eine glückliche Ueberquerung des Ozeans gewährleiſtet. Daß die Würmchen erſter Kajüte fahren, verſteht ſich von ſelbſt. Eins der Kinder war während der Reiſe ſogar mit einem Hermelinmantel bekleidet. Darf man nun dieſe jungen Erdenbürger beneiden oder muß man ſie bedauern? Aber dieſe Frage wird ſich vielleicht erſt nach Jahrzehnten mit Sicherheit beantworten laſſen.